

Finale

O-Ton

«Es gibt mehr Leute, die kapitulieren, als solche, die scheitern.»

Henry Ford

Eine aufregende Horzionterweiterung

Klassik «Polnische Meister»? Das ist viel mehr als Chopin. Das Berner Symphonieorchester und der Solist Christian Tetzlaff traten überzeugend den Beweis an.

Wer würde bei einem Konzert mit dem Titel «Polnische Meister» nicht sofort an Chopin denken? Schliesslich steht sein Name in unseren Breitengraden synonym für polnische Kunstmusik.

Das Berner Symphonieorchester zeigte in seinem vierten Symphoniekonzert jedoch, dass es weniger bekannte Komponierende Polens gibt, die es keineswegs verdient haben, lediglich eine Satellitenexistenz in Chopins Schatten zu führen. Unter der Leitung des Gastdirigenten Jacek Kaspszyk, seines Zeichens künstlerischer Leiter der Warschauer Philharmonie, beleuchtete das Orchester die polnische Moderne des 20. Jahrhunderts von fast all ihren Seiten.

Mit dem «Konzert für Streichorchester» der Komponistin Grazyna Bacewicz bot es Neoklassizismus in Reinform. Kaspszyk gestaltete durch flottes Tempo und fließende Übergänge einen grossen Spannungsbogen. Er entwickelte das eine aus dem anderen mit einer Selbstverständlichkeit, als wäre alles schon immer da gewesen und Musik gar keine Kunst, die sich in der Zeit abspielt – das entspricht dieser schnörkellosen, rhythmisch zupackenden Musik perfekt.

Hier darf die Geige auch keuchen

Weiter ging es mit Karol Szymanowski's erstem Violinkonzert, einem eigentümlich zwischen Tradition und Moderne oszillierenden Stück. In gänzlich freier Form vermittelt es zwischen impressionistischer Klanglichkeit und expressionistischen Steigerungen. Als Solist trat Christian Tetzlaff auf, der sich seit vielen Jahren als einer der führenden Violinisten in der internationalen Konzertszene etabliert hat. Szymanowski's Violinkonzert ist eines seiner Paradestücke. Einmal sagte er über das Konzert, er genieße es, dass man hier vieles machen dürfe, was sonst nicht gehe: «Die Geige darf auf eine so lustvolle Art singen, schreien und keuchen.»

Die extremen technischen Anforderungen des Stücks überraschen nicht; Szymanowski hat es dem mit ihm befreundeten polnischen Geiger Pawel Kochanski gewidmet – einem Virtuosen, der seinerzeit bereits mit vierzehn Jahren Konzertmeister der Warschauer Philharmonie wurde. Der Solopart spielt fast durchgehend in hoher Lage, dazu kommen diffizile Kunstgriffe auf dem Instrument wie Akkorde mit gleichzeitigen Trillern, Flageolett und stellenweise dreistimmiges Spiel. Tetzlaff trug das alles mit Leib und Seele vor und ergänzte es mit saftigem Vibrato.

Den Abschluss des Programms bildete Witold Lutoslawski's vierte Symphonie. Bei ihrer Ausführung spielten Zufallselemente eine Rolle, ein Verfahren, das in der klassischen Moderne mit Vorliebe ab den 1950er-Jahren verwendet wurde. Christian Tetzlaff kam gerade angesichts der weitgehend unbekannteren Stücke die Rolle des Publikumsmagneten zu. Das konnte jedoch leider nicht verhindern, dass sich an dem Abend auf den Zuschauerplätzen das Gefühl einstellte, unter sich zu sein. Der gespannten Stimmung des neugierigen Publikums tat dies keinen Abbruch. Trotzdem wünschte man sich für die Wiederholung des Konzerts am Freitag eine grössere Resonanz, die mehr als verdient wäre.

Tino Calzaferri

Baustelle



Überhaupt kein Störfaktor: Auch in der Diagonalen gesehen sind Stellung und Form des noch nicht ganz fertiggestellten Hauses in Hettiswil überzeugend. Foto: zvg

Eine mustergültig geglückte Ergänzung

Baugruppe Unser Kolumnist spaziert im Emmental und ist überrascht: Statt des befürchteten Störfaktors entdeckt er einen zeitgenössischen Neubau im Bauerndorf, der sich weder anbiedert noch als Fremdkörper entpuppt.

Jürg Schweizer

Unsere bäuerlichen Dorfkerne leben vom Zusammenspiel traditioneller Grossvolumen, den Bauernhäusern, ihren Nebenbauten wie Speicher und Stöckli, dem Verhältnis der Häuser zum Strassenraum, zu ihren halbprivaten Bereichen und ihren Gärten und Feldern. Das Spiel von Volumen und offenen Flächen ist ebenso empfindlich wie die Bauten selbst. Nicht selten werden umgebende Weiden oder Baumgärten eingezont und überbaut. Setzt man in diese Freiräume Einfamilienhäuser ein, wie sie in den Wohnzonen stehen, mit ihren Einzäunungen, Parkplätzen und Grillanlagen, geht das angedeutete Zusammenspiel verloren, und das Bild der Baugruppen leidet. Ein ganzer Weiler kann durch eine ungeeignete zeitgenössische Ergänzung aus dem Gleichgewicht gebracht werden.

Genau das befürchteten wir anlässlich eines Spaziergangs durch das Dorf

Hettiswil in der Gemeinde Krauchthal, als wir die aufgestellten Profile in der schönen Baugruppe «Stutz» sahen. Hier wird man von zwei gegeneinander gerichteten Bauernhäusern und ihren Nebenbauten empfangen, dann durch einen grossen ländlichen Gewerbestock, alle aus dem 19. Jahrhundert. Durch das Gefälle des «Stutzs», seine leichte Biegung und die Gebäudestellungen wird der Strassenraum dorfauswärts und dorfeinwärts gefasst. Wir vermuteten, die schöne Baugruppe werde durch den Neubau zerrissen.

Vor kurzem waren wir erneut in Hettiswil. Welche Überraschung: Statt des befürchteten Störfaktors steht nahe und rechtwinklig zur Strasse ein schlanker rechteckiger Zweieinhalbgeschossiger unter einfachem, wenig ausladendem Satteldach – ein holzverschalteter Ständerbau. Die mit Bank, Sturz und Brüstungsgitter artikulierten Fenster sind straff axiell, aber nicht symmetrisch angeordnet. Die Verschalung, der

Regenmantel des Hauses, ist mit durchlaufenden senkrechten Hölzern in Hochrechteckfelder geteilt, sie binden auch die Fenster zusammen. Schwächere Hölzer in Form von Streben teilen diagonal die Felder und trennen das Obergeschoss und den Dachstock vom Erdgeschoss. Das bestehende Terrain ist weder abgegraben noch aufgeschüttet, auf Umzäunung der Parzelle wird verzichtet.

Entstanden ist ein zeitgenössischer Neubau, der den Strassenraum auf der Ostseite, wo er bisher offen war, wirkungsvoll schliesst. Weder biedert sich das neue Haus bei den alten Bauten an, noch fällt es als Fremdkörper aus der Reihe. Spielerisch wird mit der Fassadengliederung auf die in der Nachbarschaft stehenden Riegelbauten Bezug genommen; es ist kein Zitat, eher eine leichtgewichtige humoristische Persiflage. Ebenso speziell und erfreulich ist der Werdegang des Projekts. Die Ehefrau zeichnete mittels CAD-Programm

ihren Wunschgrundriss von überzeugender Schlichtheit: Einheitsraum im Erdgeschoss, ausgeschnitten einzig zwei kleine Kammern und Treppenhäus, im Obergeschoss von Giebel zu Giebel durchlaufender Korridor, gegen Süden drei Zimmer, gegen Norden Treppe und Nebenräume, darübergestülpt eine Lofhfassade. In einem Gutachterverfahren durch zwei Architekten und die Denkmalpflege und einen Landschaftsarchitekten wurde die Projektskizze zusammen mit dem Bauherren-Ehepaar verfeinert und zur Bewilligungsfähigkeit gebracht. Die Bauleitung lag schliesslich in der Hand des Ehemanns, der beruflich im Bauwesen tätig ist. Fazit: Ein mustergültiger Vorgang hat in kurzer Zeit zu einem mustergültigen Ergebnis geführt, ein Vorbild, das hoffentlich Schule macht.

Der Kunsthistoriker Jürg Schweizer lebt in Bern. 1990 bis 2009 war er Denkmalpfleger des Kantons Bern. Er ist Mitglied des «Baustelle»-Kolumnenteams.

Gute Frage

Wieso hat die Schweiz so viele gute Torhüter?

Die einfachste Antwort auf diese Frage hat Patrick Foletti. Seit acht Jahren ist er beim Schweizerischen Fussballverband für die Ausbildung der Torhüter zuständig. Der Tessiner sagt: «Der wichtigste Grund ist Mutter Natur.» Die Schweiz hat während Generationen immer wieder richtig gute Goalies gehabt, Charly Elsener, Mario Prosperi, Erich Burgener, Roger Berbig oder Diego Benaglio. Und jetzt gibt es gleich ein paar Schweizer, die internationale Spitzenklasse sind oder zumindest das Talent dafür mitbringen: Yann Sommer und Roman Bürki, Yvon Mvogo, Jonas Omlin oder David von Ballmoos. Sie haben alle, was Foletti Mutter Natur nennt: Talent.

Das ist wesentlich, um nach oben zu kommen, aber es braucht mehr, und in der Schweiz bekommen die Torhüter das, indem der Verband und die Vereine ein engmaschiges Ausbil-

dungsmodell geschaffen haben. Die Spieler werden nach einem einheitlichen Konzept gefördert. Es ist auch einfacher, im Training mit einem Goalie zu arbeiten, da stehen zwei, vielleicht drei auf dem Platz, die Betreuung und Arbeit ist intensiver als bei Offensivspielern. Was Sommer bei Borussia Mönchengladbach und Bürki bei Borussia Dortmund gelernt haben, ist der Umgang mit den Emotionen. Es geht dabei um die Einflüsse von aussen, um den Druck, die Erwartungshaltung, um den Umgang mit Erfolg und Misserfolg. Um damit fertig zu werden, profitieren Sommer und Bürki von der Arbeit mit einem Mentaltrainer. Torhüter brauchen mental die Kraft, sich auf den einen entscheidenden Moment konzentrieren zu können, sie können 90 Minuten keinen Fehler machen und in der 91. Minute mit einem Fehler doch die Niederlage verschulden. Bei einem

Stürmer ist das umgekehrt, er kann 90 Minuten nichts treffen, in der letzten Minute gelingt ihm das Siegtor. Mit dieser Konstellation muss ein Torhüter fertig werden. Sommer und Bürki beherrschen das. Beide sind in dem Alter, das für einen Torhüter perfekt ist.

Sie haben noch immer einige Jahre, um auf diesem Niveau zu bestehen. Und dahinter drängen die nächsten nach, Omlin, Mvogo, Kobel und von Ballmoos, auch Racioppi (Lyon) und Köhn (Salzburg). Foletti sagt darum schon einmal: «Für die nächsten 15, 20 Jahre sind wir gut aufgestellt.»

Thomas Schifferle
Redaktor Sport

In dieser Kolumne beantworten Redaktoren die am häufigsten geogoogelten Fragen.

Tagestipp



Er hört auch da nicht auf, wo es wehtut

Konzert Der Schweizer Rapper Stress ist zurück und betreibt die Autopsie einer fortwährenden Melancholie. Mit entwerfender Ehrlichkeit rappt er in «Terre brûlée» über persönliche Probleme und hört auch da nicht auf, wo es wehtut. Andres Andrekson, so sein bürgerlicher Name, ist verletzlich wie noch nie und zeigt uns den Menschen hinter der Marke. (klb)

Heute, 19 Uhr, Bierhübeli, Neubrückstrasse 43, Bern